



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

---

Erst in jüngster Zeit wurde Ludowika wieder mitten in der Nacht zu zwei schwerkranken Kindern im Alter von zwei und fünf Jahren gerufen. Sie sah sofort, daß da keine Zeit zu verlieren sei. Der Priester konnte nicht mehr gerufen werden, denn der betreffende Kraal war volle drei Stunden von der Missionsstation entfernt, somit spendete sie den beiden Kleinen eigenhändig die hl. Taufe. Am nächsten Morgen waren schon beide tot. „Wiederum zwei Seelen für den Himmel gewonnen,“ dachte Ludowika, bestand aber darauf, daß die Leichen zur Missionsstation gebracht und auf dem christlichen Gottesacker bestattet würden. „Ein Christ muß nach dem Tode in geweihter Erde liegen,“ sagte sie, die Nebenabsicht aber, die sie dabei verfolgte war die, die heidnischen Eltern, Verwandten und Nachbarn zu bestimmen, einem christlichen Begräbniß beizuwohnen und die schöne katholische Kirche auch einmal von innen anzuse-

hen. Der Zweck wurde vollkommen erreicht. Die zahlreichen Heiden waren bei den schönen christlichen Zeremonien ganz Aug und Ohr und erzählten sich zu Hause tagelang, was sie bei den Ama-Roma (auf der katholischen Missionsstation) Schönes und Wunderbares gesehen und gehört hatten.

protestantischen Viertel ein junger, gut gekleideter Mann hieher gekommen mit der Bitte, ich möchte mit ihm gehen und einen Schulknaben taufen, der schwer krank zu Hause liege und gar sehr nach einem katholischen Priester verlange. Die Taufe durch einen wesleyanischen Prediger weise er zurück, er wolle nur von uns getauft werden.

Da gab es keinen Aufschub; ich jattelte sofort mein Pferd und machte mich mit meinem schwarzen Begleiter, der zu Fuß ging, auf den Weg. Doch welch ein Weg! Da lag einfach bodenloser Kot auf der tiefdurchweichten Straße, denn von allen Hügeln und Bergen strömte das Wasser der Straße zu und sammelte sich hier wie in einem Flußbett. Dabei regnete es ohne Ende. Es froh mich ordentlich auf meinem Gaul, und das Wasser lief mir aus dem Regenmantel in die Schuhe hinein, was dem Katarth, an dem ich seit mehreren



Der Garten von Gethsemane.

sehen. Der Zweck wurde vollkommen erreicht. Die zahlreichen Heiden waren bei den schönen christlichen Zeremonien ganz Aug und Ohr und erzählten sich zu Hause tagelang, was sie bei den Ama-Roma (auf der katholischen Missionsstation) Schönes und Wunderbares gesehen und gehört hatten.

(Fortsetzung folgt.)

### Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 9. März 1913. — Im Monate März kommen hierzulande in der Regel die letzten großen Regengüsse. In diesem Jahre waren sie überaus heftig und wollten gar nicht mehr aufhören. Das kam wohl daher, daß die ganze Regenzeit um einige Wochen zu spät eingesetzt hatte.

Gestern hatte ich bei solchem Regenwetter einen Krankenbesuch zu machen. Es war nämlich aus dem

Tagen litt, auch nicht sonderlich zu statten kam. Mein schwarzer Begleiter hatte es in diesem Stück besser; er ging barfuß, hatte die Hosen hochaufgestülpt und arbeitete sich durch Wasser und Schmutz tapfer hindurch, so daß ihm ganz warm dabei wurde. Ich konnte ihm das nicht nachmachen, und bei einer Fußwanderung wären mir die Schuhe im Kot stecken geblieben. Doch solche Kleinigkeiten werden nicht in Anschlag gebracht, wenn es gilt, einem Sterbenden zu Hilfe zu kommen.

Endlich bogen wir von der Straße ab und kamen ins nasse Gras hinein. Hier ging ich stellenweise zu Fuß, namentlich wenn es auf dem glatten Pfad steil abwärts ging, wo das Pferd keinen sicheren Schritt mehr hatte und beständig ausrutschte. Ein hochangewollener Bach war zweimal zu passieren, bis wir endlich beim betreffenden Kraal anlangten. Da hatte der Regen viel Erdreich weggeschwemmt und der eine Teil der Hütte war ganz durchnäßt, denn dem Kasser fällt es gar nicht ein, um seine Hütte herum einen Abzugsgraben anzulegen.

Der schwerkranke Knabe lag in der Hütte, er litt an Inphus, und ich maß mit dem Maximal-Thermometer 46,6° Celsius. Da war hohe Gefahr; der Knabe aber lag so ruhig und still da, als ob ihm gar nichts fehle. Er war im christlichen Glauben gut unterrichtet und beantwortete alle meine Fragen zur vollsten Zufriedenheit, weshalb ich ihn ohne Bedenken taufte. Ich wollte ihm anfangs den Namen Franz Xaver geben, entschied mich aber dann für den Namen „Wilhelm“ oder Willy, der sowohl dem Kranken, wie seiner Umgebung viel bekannter war und ihnen recht gut gefiel. Auch spendete ich ihm nach der hl. Taufe sofort die letzte Salbung.

Nur allzu gerne hätte ich dem braven Kleinen auch leiblich er Weise eine kleine Erleichterung angehehen lassen und riet daher den Leuten, sie möchten ihn mit kaltem Wasser abwachen. Doch dazu sind die Schwarzen nur schwer zu bringen; sie erklären einfach, Wasser sei keine „umuti“, keine Arznei. Ich sagte ihnen, im Leibe des Knaben brenne ein Feuer, und dies müsse durch Wasser gelöscht werden. Das leuchtete ihnen ein, aber ich mußte ihnen die erste Anwendung vormachen. Ich wusch also den Knaben ganz mit Wasser, legte ihm einen Wickel an und deckte ihn zuletzt mit zwei Wolldecken zu. Der Knabe spürte bald eine wesentliche Erleichterung und ich befahl den Leuten, die Waschung jede Stunde zu erneuern, was sie mit Freuden zu tun versprachen. Dann machte ich mich wieder auf den Heimweg mit dem tröstlichen Bewußtsein im Herzen, einem armen, kranken Knaben an Leib und Seele einen Liebesdienst erwiesen zu haben.

Emaus, 15. März 1913. — Anfangs dieser Woche kamen zwei Männer hieher, für einen Verwundeten eine Medizin zu holen. Er sei vom Pferde gefallen, erklärten sie, und habe sich dabei sehr wehe getan. Ich konnte mir kein richtiges Bild von dem Unfall machen, gab ihnen aber etwas Medizin gegen Verwundungen. Der Kaffern meint, zu jeder Wunde gehöre eine eigene Arznei.

Am nächsten Tag fand sich einer der beiden Männer schon wieder in Emaus ein, diesmal mit der Bitte, den Kranken zur Missionsstation bringen zu dürfen. Die Wunde sei lang und tief und müsse zugenäht werden. Nun hatten wir zwar schon manchen Kranken in Pflege genommen, doch das Lästigste dabei war, daß dann in der Regel auch seine Verwandten hieher zogen. Dies wollte ich verhindern; drum packte ich mein Verbandzeug zusammen, setzte mich aufs Pferd und eilte mit dem Boten zum betreffenden Kraal.

Wir hatten gut 1½ Stunden zu reiten und mußten zweimal über einen hochangeschwellenen Bach, denn um diese Jahreszeit regnet es fast ohne Ende, und sind alle Wasserläufe voll. Zuletzt kamen wir zu einem Zaun aus Stacheldraht, und hier zeigte mir der Bote, wie es gekommen war, daß der junge Mann, zu dem wir eilten, sich so schwer verwundete. Der Zaun war von einem benachbarten Farmer neu errichtet worden; es befand sich noch kein Tor darin, sondern an der einen Ecke war zwischen zwei Posten eine freie Öffnung gelassen. Die alte Stelle aber, wo das Pferd den Durchgang gewohnt war, hatte man inzwischen geschlossen. Nichts ahnend kommt der junge Mann in saujendem Galopp daher, das Pferd will an der gewohnten Stelle durch, aber — o weh! Der scharfe Stacheldraht dringt dem Reiter so tief und breit in den Oberhüftel, daß die spannenlange Wunde bis auf den Knochen geht.

Empfindlich sind die Kaffern aber nicht. So kam uns hier der Verwundete — seine Hütte lag etwas unterhalb im Tal — entgegen und ließ sich dann zur Behandlung auf einer Matte nieder. Er tat dies deshalb, damit ich beim Zunähen der Wunde ein besseres Licht hätte, denn in dem fensterlosen, dunkeln Kraal hätte ich fast nichts gesehen. Ich machte mich sogleich ans Werk. Da gabs kein Chloroform oder sonst ein Betäubungsmittel, ich nahm einfach eine von den gebogenen Wundnadeln und einen starken Seidenfaden und nähte die mehr als eine Spanne lange Wunde herabhaft zu. Der Mann gab dabei keinen Laut von sich, doch hüllte er mit der Hand das Gesicht zu, um die Arbeit nicht mitanzusehen zu müssen.

Zum Schluß bedeutete ich den Leuten, sie sollten den Kranken zu Hause behalten und gut versorgen, denn der weite Transport zur Missionsstation sei bei einer solchen Wunde und weil sie keine Tragbahre hätten, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Sie sahen dies auch ein und zeigten sich, nachdem die Wunde ordentlich zugenäht und verbunden war, wohl zufrieden.

So muß sich der Missionar zu allem herbeilassen und den Doktor für Leib und Seele machen. Das Doktor-Examen braucht er im Kaffernlande nicht, es geht auch so, vorausgesetzt, daß ihm die nötige Praxis zur Verfügung steht.

(Fortsetzung folgt.)

## Schlangenabenteuer.

Von Dr. Deocar, R. M. M.

Mariannhill. — Es war am 29. März, am Fastensonntag 1914; ich schickte mich eben an, zur Mittagsrecreation zu gehen, als drei kleine Kaffernjungen in großem Schrecken daher gerannt kamen mit dem Ruf: „Inyoka, inyoka, eine Schlange, eine Schlange!“

„Ipi inyoka na? Wo ist eine Schlange?“ frage ich sie. Sie führen mich hinaus zu der hinterm Krankenhaus vorübergehenden Straße, und — richtig, da kroch eine hellgraue, wohl zwei Meter lange Schlange dem Mauerabsatz entlang. Die Buben wollten nun ein Stein-Bombardement auf sie eröffnen, ich aber wehrte ihnen, denn ich wollte das außerordentlich schöne, wie Silber glänzende Exemplar möglichst unverletzt fürs Museum erhalten. Ich bin nämlich dort so eine Art Vizekustos, und so ein Prachtexemplar fehlte uns noch; ich konnte mich überhaupt nicht erinnern, jemals eine solche Schlange gesehen zu haben.

Das Reptil witterte jedoch Gefahr, wandte sich schnell vorwärts, schlüpfte durch eine kleine Lücke und gelangte von hier aus in den inneren Hof des Krankenhauses, in nächster Nähe der Wohnung unserer Herrn Professoren. Das Ding konnte gefährlich werden, und so nahm ich die Verfolgung wieder auf. Ich gehe hinein, suche und durchstöbere alles, kann aber nichts finden. Schon wollte ich die Sache aufgeben, da schaue ich unter einer großen Blattpflanze genauer nach und entdecke sie. Sie lag fest zusammengeknäult da und streckte Kopf und Hals etwa zwei Finger lang empor. Es wäre nun ein leichtes gewesen, sie mit ein paar Schlägen zu töten, doch, wie gesagt, ich wollte das seltene Exemplar möglichst unverletzt für unser Museum haben. Deshalb schlug ich einen anderen Weg ein.

Ich erbat mir von einem Bruder eine Schnur, machte daraus eine Schlinge und wollte nun, den Kopf der Schlange mit einem Spaten an die Wand drückend,